

DAS NEUE ZIEL

Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik

I. Jahrgang

KRONSTADT Dezember 1919

4. Heft

Inhalt: Theodor Manojlovitch: Zwei Gedichte / Hermann Konnerth: Über Bildniskunst / Emil Honigberger: Joh. Sebastian Bach / Paul Klemm: Besitz und Befessenheit / Leopold Guggenberger: Heimkehr / Julius Halász: Hunderteinunddreißig Tage in Budapests Kunstleben unter der Sowjetregierung (Schluß) / R. Hart: Du . . .! / Walter Rohuz: Junger Lehrer in der Mädchenschule / Verschiedenes / Bilderbeilagen: Ervin Lang—Wien: Holzschnitt / Fritz Kimm: Reiter / Emerich Lamas: Zwei Radierungen /



Ervin Lang—Wien: Holzschnitt

Zwei Gedichte

von Theodor Manoslovitch (Großwardein)*

Memling

Wie sah durchs Fenster seiner Krankenstube
Memling so zärtlich licht und bunt die Welt,
Wie traumhaft hold die kleine Stadt, das Feld,
Wie griff er zitternd nach Palett und Tube,

Um all die Wunder zierlich festzuhalten.
Und kleine Paradiese blühten auf.
Abbilder jener, die in frohem Lauf
Er nie betrat, wie jene Lichtgestalten

In Veilchenblau und Fruchttrot. Doch sein Sehnen
Schwebt unter ihnen frühlingstfroh und schön
In hellem Blütenkleid auf heitern Höhen
Des seligen Gefilds, indeß in Tränen

Und bittrem Siechtum er sich still verhärmt
O Los! im Ausschnitt, perspektivisch nur
Als fern Gestad sehn Leben und Natur —
Und jener Sonne die uns nie erwärmt,
In Trübe sterbend Jubelhymnen singen!

Lied in der Sonne

Ich liebe jetzt sehr die hellen, lachenden Farben,
Die üppigen, bunten, duftenden Blumengarben,
Die zierlichen, süßen Früchtengewinde und Kränze,
(Wie Robbia einst sie formte im frohen Füzenge).
Ich liebe spielende Putten, heitre Madonnen,
Ich liebe mittags schweigsam und selig versonnen
Bei weißen Säulen an Marmorufeln zu sitzen,
Nach Wellen haschen und Helios' Strahlenblitzen.
Ich liebe die blauen Himmel, die blendenden Lichter,
Die munteren Tiere, die Mädchen, die Krteger, die Dichter.
Ich liebe das lichte, sonnige Träumeweben —
Ich glaube — ich liebe tief und unendlich das Leben.

Über Bildniskunst

von Dr. Hermann Konnerth (Hermannstadt).

In unserem neuen bürgerlichen Zeitalter ist auch das Porträt wieder einmal berufen, eine hervorragende soziale Rolle zu spielen. Und das Porträt wird die Brücken bilden, auf der sich Bürgertum und Kunst versöhnen werden, nachdem diese beiden Parteien nun einige Jahrzehnte in einem hartnäckigen Kampfe miteinander gelegen haben. Die Kunst dieser Jahrzehnte hatte ganz eigene und eigenwillige Tendenzen und das aufsteigende Bürgertum hatte wieder seinerseits alle Kraft anzubieten, um das zu werden, was es nun heute geworden ist. Die Wege gingen auseinander. Aber heute finden sie sich wieder: finden sich, wie einstmals im alten Holland zur Zeit Rembrandts und Franz Hals'.

Die Welt hatte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine ganz unglaubliche Arbeit zu leisten. Kein Wunder, daß man dabei zu keiner eigentlichen Selbstbestimmung gelangte. Überall sah man nur die Fülle der Aufgaben und daneben nur noch den Gegner und das anders gerichtete Streben der anderen. Überall wurde

*) Zur Zeit Professor in Basel.

auf eigene Faust gegründet und entdeckt. Man entdeckte tausend Möglichkeiten und geriet in einen heißen Eifer, über welchem alle eigentliche Harmonie zu ersticken drohte. So verlangte der Bürger von vorneherein nicht nach seinem Porträt und der Künstler seinerseits, verlor sich in tausend Sonderproblemen seiner Kunst. Und wie häufig verlor er sich wirklich darin! Über die Absonderlichkeiten, die dabei herauskamen, hatte der Bürger ein volles Recht zu spotten. Das machte den Künstler wieder bitter und böse und unglücklich. —

Aber allmählich ist es nun anders geworden und wird immer mehr noch anders werden. Die Wellen der letzten großen Krise werden sich bald verlaufen und die Welt liegt dann da, wie das bürgerlich stolze Holland des 17. Jahrhunderts nach der Abschüttelung des schweren spanischen Joches. Die Kunst hat sich auf ihre alten ewigen Aufgaben in neuer, nie endenwollender Entwicklung besonnen und ist dabei ruhig und repräsentativ geworden. Das Bürgertum andererseits, greift gerne nach dem wirksamsten Mittel, um sich in seiner neugewonnenen Selbstsicherheit zu dokumentieren: nach dem repräsentativen Porträt.

Verlangte jemand in den letzten Jahrzehnten ein repräsentatives Porträt, so wußte er sich fast stets an Künstler dritten und vierten Ranges wenden, die allein bereit waren, unter Abfugung von allen eigentlich künstlerischen Problemen das Repräsentative in alten konventionellen Formen zu geben. Denn der echte Künstler meinte sich zu kompromittieren, wenn er sein Modell nicht zur Lösung ganz spezieller malerischer Probleme mißbrauchte, in ihm eine interessante „Physiognomie“ karikierend studierte, es jedenfalls in rücksichtsloser Eigenwilligkeit als bloßen Gegenstand seiner Kunst geradezu verwendete, zuweilen prostituierte. Da wurde, wie Johannes Eichner in einem Briefe sehr treffend sagte: „Der Gutherzige zum Trottel, der Gepflegte zum Fatzken, der Geniale zum wilden Mann“. Und der Bürger mußte in solchen Karikaturen nur die unerhörte Taktlosigkeit sehen. So konnte er sich freilich nicht vor seinen Freunden zeigen lassen, so sich nicht zur Erinnerung für seine Kinder und Enkel in das Wohnzimmer hängen lassen. Das tat allenfalls der Snob, dem es nur auf den berühmten Namen seines Malers ankam. Das geschmackvolle Publikum, sofern es an ein Porträt überhaupt dachte, war auf das konventionelle angewiesen, oder es ging zum „Lichtbildner“, zum Photographen.

Nun aber wird es anders. Nachdem der Künstler nach langem Ringen sich selbst und seine Welt — die Welt der Sichtbarkeit — gefunden hat, entdeckt er auch, daß der ringende und der siegreiche Mensch für ihn nicht mehr „bloß ein Gegenstand“ ist, sondern geradezu der Gegenstand, jedenfalls der edelste und würdigste Gegenstand seiner Kunst. Denn im Menschen konzentriert sich für uns ja die gesamte Welt. Um diese so konzentrierte Unendlichkeit und Tiefe einer gesamten Welt im einzelnen Menschen erfassen und darstellen zu können, braucht es tatsächlich die volle ernste Kraft des echten künstlerischen Schaffens. Nur das große, ruhige Können des echten Künstlers, wird in der Menschendarstellung das herausbringen und erzeugen, was echte und würdige Repräsentativität ist. Dann merkt auch der Künstler immer mehr, daß er sich erst in der Gestaltung einer solchen Repräsentativität voll ausschöpft, erst hier seine ganze Kunst voll zur Geltung bringt.

Vorüber sind die Zeiten, wo eine falsche Monumentalität den Künstler reizte. Damals meinte man, nur in großen historischen, oder biblischen Themen die Menschheit

würdig repräsentieren zu können. Das führte häufig zu einem sinnlosen Pomp, den wir heute nicht mehr verstehen können. Wenn es ganz großen Künstlern doch auch damals und innerhalb solcher Themen gelungen ist, echtes Menschentum darzustellen, so ist es ihnen doch nur deshalb gelungen, weil sie in ihrer Darstellung die tiefste Bescheidenheit ihres künstlerischen Wesens zu bewahren verstanden haben. Nicht die große Geste, sondern gerade die echte menschliche Schlichtheit macht ihre Darstellungen so groß. Überdies ist es uns heute klar, daß nicht Raphaels „Sixtinische Madonna“, sondern Rembrandts Gruppenbildnis der „Staalmeesters“, d. i. der Vorsteher der Tuchmacherzunft, das eigentliche Hauptwerk der Kunstgeschichte ist. — Je größer die Menschheit in ihrem neuen Werte schaffenden Tun und Treiben wird, umso weniger braucht sie zu ihrem direkten Ausdruck die große Aufmachung, das riesenhafte Format, oder die theatralische Geste. — Man hängt das intim und schlicht repräsentative Proträt neben eine Landschaft oder neben ein Stilleben. —

Daß dies so möglich wurde, verdanken wir aber in erster Linie dem großen vereinfachenden Stile, der großen organisierenden Vereinfachung, die sich jetzt überall in der Welt zur Geltung bringt. An die Stelle der tausend vibrierend durcheinanderschwirrenden Fleckchen treten nun die größeren, architektonisch sich aufbauenden Flächen. Der Charakter des Improvisierten, Flüchtigen weicht einer neuen stilleren Technik, die ein Bleibendes, ein ruhiges Sichausbreiten als Hauptwesen zeigt. Solche Bilder gehen nun wunderbar zusammen mit der neuen schlichten Wohnungskultur des modernen Bürgers, mit den einfachen auf das Hygienische hinorientierten Wänden seiner peinlich sauber gepflegten Räume. — Solche Bilder können nun auch in der Nachbetrachtung innerhalb des Wohnraumes einen harmonisch angenehmen Eindruck machen: man freut sich der schönen Farbflächen; wenn auch der eigentlich volle Eindruck, wie bei jeder größeren Einheit, erst aus einer gewissen Distanz gewonnen werden kann. Auch im übrigen Leben kennt man ja überall das Prinzip des „Distanzgewinnens“. Will man irgend etwas als ein Ganzes überblicken, so muß man stets einige Schritte von ihm zurücktreten. Um wieviel mehr einem Kunstwerke gegenüber, das mehr als irgend etwas in der geistigen Zusammenfassung von Teilen zu einem höchst strengen Ganzen, sein eigentlichtes Wesen hat. —

Mit seiner neuen, beruhigten, geschlossenen Technik, in welcher eine Art Selbstbesinnung auf das eigentlichte Wesen seiner Kunst liegt, hat der Künstler die Möglichkeit des echten repräsentativen Porträts und damit auch die einer echten sozialen Wirkung wieder gewonnen. Der Satz: „l'art pour l'art“ war sehr engherzig, aber insofern im Augenblick richtig, als die Kunst erst sich selber finden mußte, um sich dann in ihrem eigensten Wesen ganz in den Dienst der Welt und der Menschheit zu stellen. So erst ist sie wieder fähig geworden, Bilder von Menschen zur Ehrung und zur Erinnerung, zur Erbauung und zur Mahnung zu schaffen: Bilder die sich als Kunstwerke in den echten Zusammenhang der Welt, der Sichtbarkeit einfügen, also nichts gedanklich Blosses an sich haben und gerade als solche Bilder in echter Repräsentativität zum Ausdruck eines gesteigerten Selbst- und Lebensgefühles werden. So dienen sie der Familie, dem Staat und den dazwischen liegenden Gesellschaftsbildungen.

Mit einer rein naturalistischen Gesinnung wäre einer solchen repräsentativen, das Lebensgefühl steigernden Aufgabe des Porträts nicht beizukommen. Nicht die Charakterisierung zufälliger Momente kann hier das Tragende sein. Wir brauchen Bilder von Männern, wie sie im

Amte, wie sie vor Menschen sich sehen lassen wollen. Nicht wie sie zufällig erscheinen, sondern so müssen sie dargestellt werden, wie sie sein wollen. Denn dieses ihr Wollen gehört mit zu ihrem Wesen und bildet den immer neuen Keim einer lebendigen Fortentwicklung. Vielleicht ist dieses Wollen dem Dargestellten selber gar nicht klar bewußt, jedenfalls nicht, wie es bildmäßig in Erscheinung tritt. Indem dann das Bild ihm dies Wollen zur deutlich gefühlten Erkenntnis bringt, steigert es offenbar dessen Kraft im Dargestellten und fördert ihn in seiner Lebensenergie. Sein Bild führt ihn zu einer gesteigerten Lebensbejahung. Das gute Bild zeigt dem Dargestellten nicht nur, wie er tatsächlich aussieht, auch nicht nur einfach verschönernd, wie er gerne aussehen möchte, sondern es belehrt ihn zugleich gerade darüber, wie er wünschen sollte, auszusehen. Denn gerade über unsere intimsten Wünsche sind und bleiben wir sehr häufig im Unklaren — und darum ohne energisch-vorschreitende Entwicklung. Indem aber der Künstler versteckte Ansätze eines reicheren Lebens entdeckt, sie herausarbeitet, klärt und zum bildhaften Selbstbewußtsein bringt, gibt er dem Dargestellten die Handhabe zur eigenen Klarheit. Und schließlich wird der Dargestellte tatsächlich zu dem, als was ihn sein Porträt zeigt. Er gelangt zum gesteigerten Menschentum. Dies ist des Künstlers große soziale Aufgabe: er hilft mit bei dem Aufbau eines echten Lebensstiles, indem er nicht nur Bilder von Menschen, sondern durch diese auch Menschen selber bildet. — In doppeltem Sinne also erzeugt er mit seiner Kunst lebendiges Leben: — sein eigenes, wie das des Dargestellten bereichernd. —



Unsere großen deutschen Tonseker

III.

Johann Sebastian Bach (1685—1750)

von Emil Honigberger

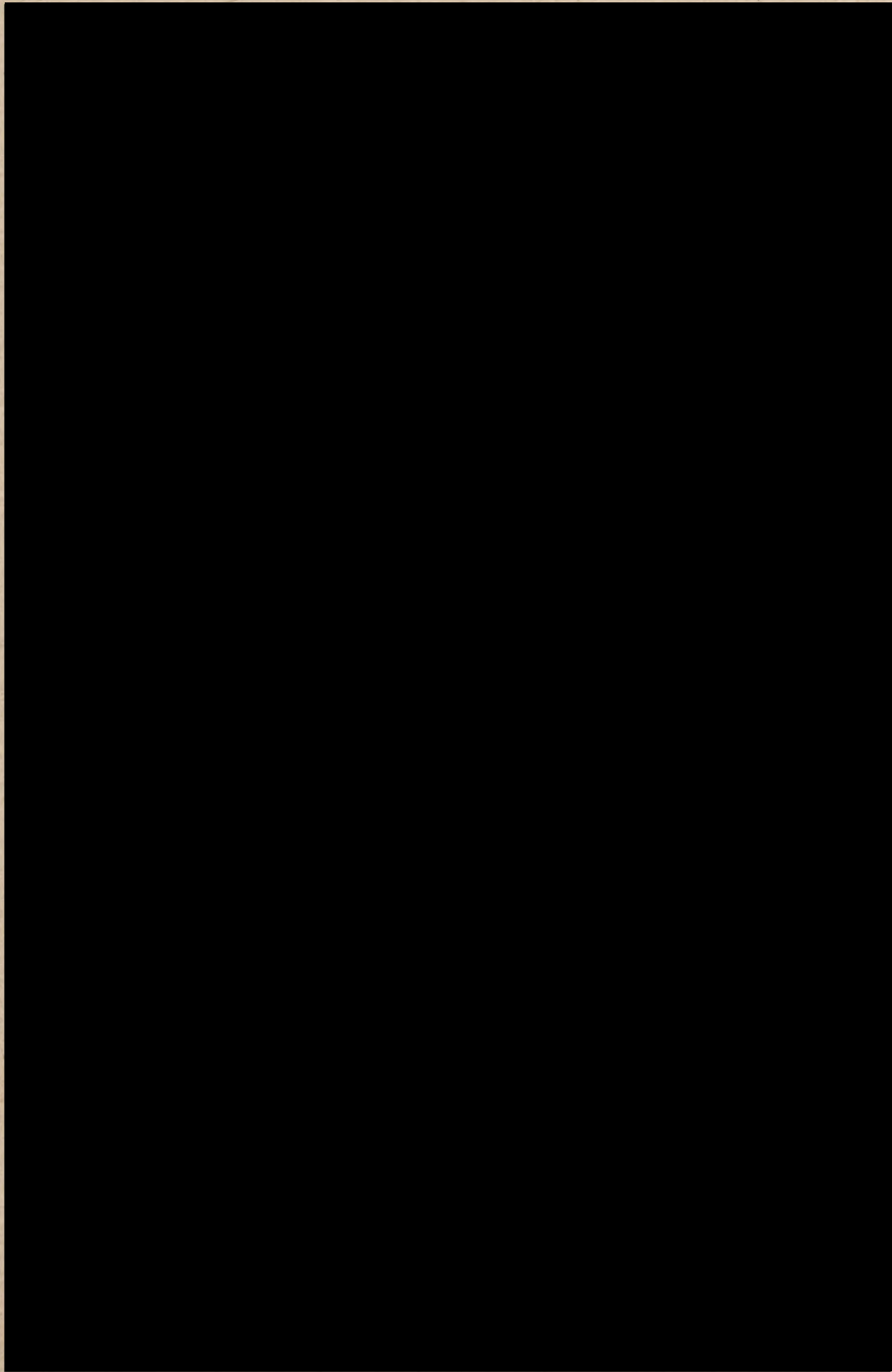
In den waldumrauschten Thüringer Landen lebte einst ein kerniges Geschlecht. Man fühlt sich zurückversetzt zu den alten Germanen, zu Volkhers, Wittukinds, Armins Zeiten, zu den starken Sippen der Cherusker, Burgunder und Thüringer.

Ein helläugiges, kerniges, weitverzweigtes, kinderreiches Geschlecht war die Sippe der Bache, die in allen großen und kleinen Orten Thüringens die angeborene germanische Tüchtigkeit in der edlen Musika weiterentwickelte.

Quellen, Bächlein, Bäche, Wasserfälle rauschen und rieseln fleißig durch die waldgrünen Täler Thüringens und münden allesamt in den großen Bach, der ein Strom, ein Meer, ein Weltmeer wurde.

An allen Kirchen und Kirchlein, in allen Kantorein und Stadtpfeipfesserein sitzen die Bache. Über fünfzig Bache sind in der Musikgeschichte als „fürtreffliche Musici“ bekannt, abgesehen von den vielen Musikanten gleichen Namens, die, die Geschichte nicht lehrt, die aber sangen, orgelten und fiedelten, daß das grüne Thüringen in allen Winkeln rauschte.

Es ist ein Musikergeschlecht, wie es die Welt nicht noch einmal kennt. Von Geschlecht auf Geschlecht vererben sich die Kantorein. Man war an die Bache so gewöhnt, daß, als sie langsam auszusterben begannen, die Kantoren noch lange einfach die „Bache“ genannt wurden. Bach wurde der Inbegriff für Kantor.



Drth Kimm: Netter.

Es war ein Germanengeschlecht, breitschultrig, rotwangig, hellstimmig, von denen nie einer die Wallfahrt nach dem Welschland angetreten. Ihre Kunst ist bodenständig, knorrig, stark, echt deutsch.

Die kostbarste Frucht an diesem mehr als 200-jährigen Baume erwuchs in Johann Sebastian.

Sein Vater Ambrosius war Stadtmusikus in Erfurt. Als achttes Kind wurde Sebastian geboren und ward, wie alle Bache, auch Musiker. Unser Sebastian hatte wiederum zwanzig Kinder, von denen wenigstens die Söhne, elf an der Zahl insgesamt Musikusse wurden.

Wir können uns den großen Sebastian Bach überhaupt nur als Familienvater vorstellen. Sein Leben war ein bescheidenes Kantordasein mit vielen Kindern und vielen, vielen Notenköpfen, die er Tag und Nacht unermüdet, reinlich aneinander fügte. „Vorübergehend war er in Mühlhausen, Weimar und Köthen ansäßig, bis er in Leipzig als Thomaskantor landete. Hier blieb er bis an sein Ende.

Außerlich ein so einfacher Lebensgang, — man denkt an Kant, der nie aus Königsberg herausgekommen, — aber innerlich blühte eine ungeheure Welt in ihm auf.

Das Familienleben bringt Gutes und Böses. 1730 schreibt er: „Meine Kinder sind insgesamt geborene Musici und kann versichern, daß schon ein Konzert vokaltler und instrumentaltler mit meiner Familie formieren kann“. — Er sah seine Söhne groß und hochachtbare, fürtreffliche Musiker werden, sah aber auch seinen Lieblingssohn, den genialen Friedemann zerrütteten Geistes zu Grunde gehen und von seinen Kindern die Hälfte ins Grab sinken.

Mit seiner „verwunderlichen und der Musik wenig ergebenden Obrigkeit“ lebte er fast stetig in Verdruß, Neid und Hader. Den Pastoren erklang sein Orgelspiel ungeheuerlich; er wurde öfter schriftlich verwiesen und gemäßiget. Bach aber war selbstherrlich und steifnackig genug, um seine Würde wahren zu können. Er polterte gehörig zurück und wollte sogar „mit des Höchsten Beistand seine Fortune anderweitig suchen“. So weit ist es trotz des Unverstandes von Pfarrern, Rektor und Rat doch nicht gekommen.

Hocherhaben über Kleinlichkeit und des ihn umgebenden kleinlichen Gezüchts, wuchs der Alte als Künstler und Mensch zu prophetischer Größe. Gehaßt, beneidet, beneidet; wohl auch von wenigen geliebt und bewundert, aber eigentlich von niemandem verstanden, spinnt er sich ein in seine Einsamkeit und schafft für späte Jahrhunderte immer Herrlicheres und Gewaltigeres.

Bis weit hinein ins Greisenalter entwickelt er eine unerhörte Fruchtbarkeit, die umso erstaunlicher ist, als er seine Riesenschöpfung nie ausführen konnte, ja gar nicht die Hoffnung haben konnte, sie je erklingen zu hören. Er arbeitet, wie die rätselhafte Schöpferkraft der Natur, unbeachtet aller äußern Verhältnisse, aus innerem Drange für eine Zukunft, die kommen mußte; die auch kam, freilich erst 150 Jahre nach seinem Tode.

Denn, als er gänzlich erblindet, starb, ahnte niemand, was mit ihm zu Grabe gegangen war. Kein Stein, kein Kranz schmückte sein Grab und die wohlwollenden Ratsherren und frommen Pastoren waren im Grunde froh, den unbequemen Alten losgeworden zu sein. „Man wolle einen Kantor und keinen Kapellmeister“ heißt es in der Ratsitzung wenige Tage nach seinem Tode.

Die Welt ist so reich an Staunenswertem, der menschliche Geist aber ist das Staunenswerteste. Die Philosophie und Dichtkunst mit ihren Propheten und Dichtergenies, von Homer, Plato und Aischylos bis zu Swedenborg,

Dante, Shakespeare, Goethe und Nietzsche, alle Kunst von Phidias und Michelangelo bis Dürer, Rembrandt, Manet und Van Gogh erfüllen uns mit entzückten Schauern ob all der Geistesfülle und Schönheit; aber eigentlich unbegreiflich, unerklärlich, das Rätselhafteste in ihrer göttlichen Erscheinung ist die Musikkoffenbarung unserer deutschen Musikeroen. Die stolze Reihe der wahrhaft „großen Musiker“ ist der alleinige und ausschließliche Besitz der deutschen Rasse: Gluck, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Wagner, Bruckner, Brahms, Wolf. Nennt mir einen nichtdeutschen Tondichter, der ihnen gleichgestellt werden könnte!

Und über all diesen steht gottgleich der alte Thomaskantor. Ein Weltmeer, von dem alle Flüsse ausgehen und zu ihm zurückmünden. Alles was vor ihm komponiert wurde, ist in seinem Schaffen zu gewaltiger Pyramide getürmt, aber auch alles, was nach ihm in Tönen erfunden wurde, ist in seinem Werke unnachahmbar vorweggenommen. Er vereinigt alte und modernste Musik in seinem universalen, welt schöpferischen Geist. Er ist „die leibhaftige Erscheinung Gottes in Musik“.

Aus der ungezählten Fülle seiner Werke nenne ich nur einige: „Kunst der Fuge“, „Das wohltemperierte Klavier“, dieses alte Testament für jeden Klavierspieler. Konzerte für alle Instrumente, Orchester- und Orgelwerke, die großen Kirchenkompositionen, die erhabendsten Schöpfungen auf musikalischem Gebiete: „Mattheuspassion“, „Johannespassion“, „H-mollmesse“, „Weihnachtsoratorium“ und seine etwa 300 Kantaten.

Aber Bachs Größe, den Reichtum seiner Werke wurde soviel geschrieben, daß ich meine eigenen Phrasen den Lesern erspare und Ausprüche großer Musiker und Gelehrter hier anfüge, die Bachs überwältigende Größe ahnen lassen.

Mozart: „Bach ist der Vater, wir sind die Buben. Wer von uns was Rechts kann, hat's von ihm gelernt“.

Beethoven: „Nicht Bach, Meer soll er heißen wegen seines unendlichen, unausschöpfbaren Reichtums“.

Richard Wagner: „Der unbegreiflich große Sebastian!“

Goethe: „Bei Bach scheint es mir, als ob sich die ewige Harmonie mit sich selbst unterhielte; ähnliches mag sich ungefähr im Busen Gottes am ersten Schöpfungstage zugetragen haben“.

Gounod: „Wenn insolge einer Sintflut die ganze Musik zugrunde ginge und nur die von Bach gerettet würde, so hätte man noch immer alle Elemente der Tonkunst.“

Adolf Lorenz: „Alle Tondichter, auch die großen weit überragend, steht Sebastian Bach da.“

August Wilhelmi: „Für mich ist Bach der größte Musiker aller Zeiten und Völker, das eiserne Fundament aller Musik.“

Philipp Scharwenka: „Von tiefem und herzlichem Sehnen erfaßt, wallfahrtet die Menschheit in stets wachsenden Scharen zu Bach, als dem lautern und heilspendenden Urquell der Musik.“

Hermann Ritter: „Bach ist und bleibt der große musikalische Gesetzgeber — der Moses der musikalischen Nationen. Deutschland kann stolz sein, Bach, der wie ein Weltwunder erscheint, hervorgebracht zu haben.“

Anton Urspruch: „Kein Volk nennt eine solche stattliche Reihe musikalische Genies die Seinen, wie das Deutsche. Mit Stolz blicke es auf diese — aber das „ausgewählte Volk der Musik“ nenne es sich allein darum, weil Bach sein eigen ist. Gleichwie einst die Vorsehung sich ein Volk auswählte, daß ohnehin mit dem Stammes-

ernteil des Leidens, in tiefster Erniedrigung befangen war, um aus ihm den Erlöser der Menschheit zu erwecken, so berief der Genius der Musik den Künstlerlöser und deutfcheften Künstler zugleich in unserem Volke in einem Zeitpunkt, als dieses alles verloren zu haben schien: geistige Eigenart, weltliche Macht, nationale Kunst; als es sich nur noch wie im Traume daran erinnern konnte, daß in ihm ein Dürer gebildet, ein Walthar gedichtet, ein Luther geschrieben. Da erstand er, urdeutsch, wie keiner vor ihm gewesen, keiner es je nach ihm geworden; also fest auf Erden wurzelnd und zugleich also erhaben das mächtige Haupt den Sternen zugekehrt, wie nur deutsche Art dies vermag; von echt germanischer Kraft und Gesundheit, auf daß er zum ewigen Wahrzeichen dafür werde, was allein seinem Volke eigen und deutbar, also echt deutsch ist“.

Richard Heuberger: „Sebastian Bach ist für mich der Luther der Musik. Was deutsch ist in Wort und Ton, haben diese beiden gewaltigen Männer für alle Zeiten festgesetzt“.

Vincent d'Indy: „Bach ist der Vater der ganzen modernen Musik“.

Otto Reitzel: „Bach, der Prophet für kommende Geschlechter“.

Verhulst: „Wie weit war doch Bach seiner Zeit voraus!“

Brahms: „Seiner Zeit? nein jeder Zeit!“

Fritz Steinbach: „Bach ist der Größte aller Zeiten: ein Wunder organischer Gestaltungskraft, gleich groß als erschütternder Dramatiker, als blühender Lyriker, als Wecker des tiefsten sittlichen und religiösen Empfindens, wie als ernster oder humoristischer Tonmaler“.

Christian Sinding: „Bach ist wohl als der unverrückbare Grundstein anzusehen, auf dem die nachfolgenden deutschen Meister den gewaltigen Bau ausgeführt haben, durch den Deutschland in musikalischer Beziehung den Rang vor allen Völkern der Welt unwiderprechlich gewonnen hat“.

Theodor Müller Reuter: „Bach ist mir ein Strom, dessen unergründliche Tiefe mir heilige Schauer auslöst, dessen in majestätischer Ruhe dahin flutenden Wellen ich mich mit bangem Beben anvertraue, aus dessen geheimnisvollem Rauschen mich der Atem einer unvergänglichen Gottheit anweht“.

Enrico Bossi: „Bach ist ein Riese in den großen und kleinen Kompositionen. Seine Seele schließt die der edlen deutschen Nation ein und faßt sie zusammen; aber seine Kunst erstreckt sich über die ganze Welt und bildet Gesetze“.

Ludwig Thuille: „Bach ist und bleibt der wunderbarste Musiker aller Zeiten“.

Hans Pfitzner: „Ich wünsche, daß unsere Generation mit ihrem widerlichen Zuge nach Internationalität, mit den Phrasen vom „allgemein menschlichen Genie“ sich erinnere, daß das große Weltgenie Bach das Urbild eines Deutschen war“.

Max Reger: „Bach ist Anfang und Ende aller Musik; auf ihm ruht aller wahre Fortschritt! „Bachisch“ sein heißt: urgermanisch, unbeugsam sein“.

Besitz und Befessenheit

von Paul Klemm (Klausenburg)

Du glaubst zu besitzen, o Mensch, und bist doch nur besessen!

Das Kind sagt: „Ich habe einen Floh!“ Es ist nicht wahr, es hat ihn nicht in der Hand, sondern der Floh tut sich gütlich auf seinem Rücken; der Floh hat das Kind! Eine Frau behauptet, sie habe Religion. Es liegt schon im Wort, daß die Sache umgekehrt steht. Der Mann tut sich viel zu gute darauf, er besitze Moral, Patriotismus zc., er bemerkt aber nicht, daß dies nur Bindungen seiner Individualität, seiner Eigenheit sind, er selbst ist nur der Knecht dieser Eigenschaften, er ist von ihnen besessen. Er wäre Besitzer, wenn er sagen würde: ich stelle meine Kräfte den Sitten, dem Vaterland zur Verfügung, soweit meine Eigenheit das richtig findet, aber für jedes Diktio von Bausch-und-Bogenmoral, für blinden Hurratriotismus bin ich nicht zu haben. Der Großunternehmer sieht sich beneidet um die zahlreichen Objekte, die er im Besitze hat, um die Macht, vielen Leuten Anstellung geben zu können zc. Ist er von Eitelkeit besessen, so wird er sein ganzes Leben lang nicht bemerken, wie schwer er unter der Last dieses Reichtums keucht. — Am ärgsten besessen sind die Menschen von der Massensuggestion. Das ist ihr größtes Unglück, darin liegt die bedeutendste Hemmung ihrer Höherentwicklung, weil sie dadurch am meisten an ihrer Eigenheit einbüßen. Wie könnte man durch Schablone etwas höher kommen? Freilich gibt es auch Leute, die durch ihre Niedertracht aus der Schablone fallen, aber das Unglück für die Menschheit will, daß gerade diese durch die allgemeine Schablonisierung vorwärts kommen. Der Boden für ihre Gaunereien würde solchen entzogen, wenn die Schablone wegfiel, wenn niemand mehr sich schämen würde, das was er tun will, vor aller Öffentlichkeit zu tun. Wenn der Mensch nicht mehr besessen wäre von der Angst, dem Urteil der Sittenkommission zu verfallen. Die wirkliche Niedertracht aber würde sich nicht mehr unter der Schablone verstecken können.

Man glaubt, man besitze eine Sprache. Leider sind aber die Menschen meist Sklaven der Sprache in jeder Hinsicht. Das Wort und die Phrase beherrscht den Sinn. Abgesehen davon, daß jedem Wort ein verdrehter Sinn beigelegt werden kann, so werden Worte von verschiedenen Menschengruppen schon in ganz verschiedenem Sinn verstanden und angewendet. Man ist besessen vom Wort.

Da ist zum Beispiel der Eigennutz (Egoismus). Ein großer Teil der Menschheit versteht darunter die Bereicherung des Einzelnen auf Kosten der Mitmenschen. Wie ganz anders versteht der auf seinen Egoismus stolze dieses Wort. Er verachtet jeden Profit aus der Tasche der Mitmenschen, aus fremden Besitz, will aber ganz Eigen sein und keinerlei Verpflichtung gegen die Menschheit, Nebenmenschen, Nächsten oder wie die Bezeichnungen alle heißen mögen, anerkennen. Da liegt eine ganze Welt zwischen diesen beiden. Der letztere wehrt sich nur gegen die Befessenheit, nicht gegen die Eigenschaften, die uns den Menschen sympathisch machen. Wenn der Erzogene sagt: „Es ist meine Pflicht, meine alte Mutter zu stützen zu pflegen, zu lieben u. s. f.“, so sagt der Signer: „Ich erkenne keinerlei Pflicht an, aber ich liebe meine alte Mutter ohne Pflichtzwang, ob dies Gefühl der Liebe, dem Blut, der Dankbarkeit oder welcher Ursache immer entspringen mag — ich liebe und fühle mich umso wohler, als ich imstande bin, der alten Frau Angenehmes zu

erweisen, ich hege also meinen Egoismus, wenn ich meiner Mutter Opfer bringe." Der zweite Egoist sagt: „Ich liebe meine Mutter nicht, es wäre eine Lüge, wenn ich Liebe heucheln wollte, aber die Frau hat sich einmal bemüht, mir Gutes zu tun, ich vergelte ihr das nach Kräften, jedoch weder das Gefühl der Liebe, noch das Gefühl der Pflicht treibt mich dazu — vielleicht tue ich es, weil mir der Undank etwas scheußliches ist." Was tut er anders, als seinem Egoismus fröhnen. So nur bleibt der Mensch ein Eigner und wird nicht Sklave fremder Moral. Der zweite Egoist ist uns vielleicht weniger sympathisch als der erste, aber müßte er nicht noch weit unsympathischer sein, wenn er Gefühle heucheln würde, die er nicht empfindet. Und die alte Mutter, ist die besser dran bei den Pflichtbesessenen oder den Pflichtleugnern? Die Vertreter der Pflicht könnten noch argumentieren, daß ein dritter Egoist vielleicht die in der Dankbarkeit liegende Befriedigung nicht kennt, also für ihn dann jedes Motiv wegfällt, die Mutter zu unterstützen, während er, unter dem Pflichtzwang stehend, sich dem nicht entziehen könnte. —

Auf diesem Punkt bin ich unbedingt geschlagen. Ich muß bekennen, daß Besessenheit und Zwang auf uns liegen müssen, solange unsere unnatürliche Wirtschaftsordnung es mit sich bringt, daß Mütter und alte, abgearbeitete Leute betteln gehen. — Beweist es aber nicht auch, daß wir höherer Ethik unfähig sind, solange unsere materielle Sorge und Not besteht? Die „Natürliche Wirtschaftsordnung“ von Silvio Gesell zeigt uns den Weg aus dieser Not, aus Zwang und Besessenheit, zum Wohlstand aller. Alle können Besessene sein.



Heimkehr

von Leopold R. Guggenberger jun. (Kronstadt)

Auf den schneebedeckten Hängen des Altai erlosch der letzte Schein.

Unter gottlosen Flüchen trieben die Aufseher die Sträflinge, die für heute ihre mühsame Arbeit in den Steinbrüchen beendet hatten, zu rascherem Gehen an. Es waren lauter beklagenswerte Gestalten, diese Leute, die hier Jahre hindurch, tagein tagaus, in der bitteren Kälte und unter der Knute der Aufseher Unmenschliches leisten mußten. In dünnen Kitteln, mit Ketten, die ihnen das Schreiten erschwerten, an Hand und Fuß gefesselt, gingen sie teilnahmslos hinter einander und duldeten schweigend die Prüffe und Schläge der entmenschten Aufseher, die kein Mitleid hatten mit diesen Verurteilten, denen Hunger und Entbehrung ihre Male auf Körper und Seele gedrückt.

Als sie das Gefangenenhaus erreichten, wurden sie paarweise durch einen engen Gang getrieben, wo ihnen, unter Bewachung von Kosaken, die Fesseln abgenommen wurden. Dann ließ man sie durch eine Tür in ihre Zelle und der Beschließer warf die Riegel vor.

Da saßen sie nun auf den harten Pritschen, eng aneinandergedrückt und erwarteten ihr Nachtmahl, das ohne Abwechslung stets aus schlecht zubereitetem Hirsebrei bestand. Ein alter Mann mit hervorstehenden Backenknochen und schneeweißem Haar zitterte vor Kälte. Leonid Fodorowitsch Malinow, ein noch junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, faßte den Alten freundlich an der Schulter:

— Rück doch näher zu mir her, Väterchen, dann wird dir gleich wärmer werden, und ich habe auch etwas davon. Ja, diese Hunde von Aufsehern! Das Holz, wel-

ches für uns bestimmt ist, verbrennen sie lieber in ihren Öfen, und wenn dann einer von uns aufmuckt, ergeht es ihm wie Fedja Makarow, dem sie den Rücken zuschanden schlugen.

Borislaw Sztranczewsky, der Malinows Worte gehört hatte, kam nun auch herbei. Dieser war ein langer, hagerer Mensch, mit kleinen, gutmütig blickenden Augen und einer Adlernase, unter der ein nur aus wenigen Haaren bestehender Schnurrbart struppig wegstand. Zu Malinow gewendet sagte er im Flüsterton:

— Ja, ja, jetzt kannst du schimpfen, was? Aber damals, in Moskau hast du nicht hören wollen, als ich dir riet, uns aus dem Staube zu machen und die gottverfluchte Versammlung beim Teufel zu lassen. Dann freilich, als die Fanghunde uns erwischt hatten, wärest du wohl gerne ausgekniffen, da war es aber schon etwas spät an der Zeit, meinst du nicht auch, he?

— Daß dir nur nicht immer das Maul gehen sollte! — warf Leonid Fodorowitsch ein — du Dummkopf, das weißt du genau so gut wie ich, daß es damals nicht möglich war. Wären wir fortgegangen, — — oder was, — es wäre überhaupt nicht dazugekommen, — die Kerle hätten uns ja sofort kalt gemacht, wir wären nicht mal recht bei der Tür gewesen.

— Schon gut, schon gut, du mußt nicht gleich aufahren — beschwichtigte Sztranczewsky. — Es ging mir gerade so durch den Sinn, aber hol mich der Teufel, wenn ich jetzt nicht lieber auf meiner Lokomotive Ventile pußen möchte, anstatt in dieser verdammten Mausefalle zu sitzen, — doch haben wir uns die Suppe nun schon eingebrockt, wollen wir sie auch gemeinschaftlich ausfressen — was bleibt uns denn anderes übrig?

— Verfluchte Geschichte — knurrte Leonid Fodorowitsch, — weiß Gott, ich möchte fort, . . . lieber heute als morgen. Du hast es leichter als ich, oder kannst das Leben hier zumindest leichter ertragen. Deine Eltern sind schon lange unter der Erde, und um deine übrigen Verwandten hast du dich dein Lebtag herzlich wenig gekümmert, aber ich! — Mein altes Mütterchen grämt sich zu Tode und Sonja weint sich die Augen aus. Mir kann das nicht alleseins sein, es zerreißt mir das Herz, wenn ich nur daran denke. Leonid Fodorowitsch seufzte tief auf. — Sechs Jahre ist eine lange Zeit und jeder Tag, den ich hier verbringen muß, dauert mir eine Ewigkeit. Eigentlich ist es gut, daß ich den ganzen Tag Steine brechen muß, denn sonst, glaube ich, hielte ich es hier nicht lange aus. Das Leben ist doch so gemein, so niederträchtig, unfassbar gemein, — ein blöder Zufall und man faßt tausende von Klauern in den Abgrund. Aber zum Teufel mit den Klagen! Verlaß dich darauf, Boris, ich werde entfliehen, sobald sich nur die geringste Möglichkeit bietet, und sollte es auch das Leben kosten. Sechs Jahre hier, mein Gott, hier in dieser Hölle zu verbringen, — nein, niemals!

Die Beiden wurden unterbrochen, denn die Türe ging auf und die Wärter stellten einige Kübel mit Hirsebrei herein, der von zwei gewählten Zelleninsassen verteilt wurde.

Tage und Wochen waren dahingegangen, ohne daß Leonid Fodorowitsch einen unbewachten Augenblick zur beabsichtigten Flucht hätte finden können. Mit jedem Tage wurde er schweigsamer und verschlossener, aber umso reger arbeitete sein Gehirn. Täglich entwarf er Pläne zu seiner Flucht, täglich verwarf er sie wieder, nachdem er das Unmögliche seines Vorhabens eingesehen. Er war klug genug, um sich nicht blindlings in eine Gefahr zu stürzen, — in ein zweifelhaftes Wagnis, das ihm nur Nachteile bringen konnte. Außer seinem Freunde Sztran-

cziewsky wußte niemand von seiner Absicht, und auch die Aufseher ließen ihn in Ruhe, da sie wußten, daß er mehr arbeitete, als drei andere.

Eines Tages kam ein Kosak zum Steinbruch angesprengt und überreichte dem Oberaufseher einen Befehl des Strafhaus-Kommandanten, demzufolge Borislaw Sztranczewsky sofort zur Kommando-Kanzlei zu eskortieren sei. Dieser mußte sogleich die Arbeit einstellen, ein Aufseher nahm ihm die Fesseln ab und übergab ihn dem wartenden Kosaken, der mit ihm verschwand, während die übrigen Gefangenen ihm verstohlen erstaunte und neugierige Blicke nachsandten.

Im Vorzimmer des Kommandanten mußte Sztranczewsky ziemlich lange warten. Vergebens suchte er der Ursache auf den Grund zu kommen, deretwegen man ihn hierher hatte rufen lassen. Sein Gewissen war rein. Er hatte sich während der ganzen Haft gut geführt und niemals Anlaß zur Klage gegeben, was also mochte wohl der Grund sein? . . . Begnadigung! . . . fuhr es ihm jäh durchs Hirn, . . . aber nein, deswegen hätte man ihn wohl zu allerlezt rufen lassen. So jagte ein Gedanke den anderen, eine Kombination die andere, bis er plötzlich durch den aus dem Dienstzimmer des Kommandanten heraustretenden Unteroffizier aus seinen Grübeleien gerissen wurde. Dieser gab dem Kosaken einen Wink ihm zu folgen, worauf die Beiden, Sztranczewsky voran, das Dienstzimmer des Kommandanten betraten.

Der Kosak legte die Hand an die Mütze und meldete, daß der Sträfling No. 604 zur Stelle sei.

Der Oberst, ein kleiner, unterfetzter Mann, mit ergrautem Barte und durchdringenden, scharfen Augen, deren Wirkung durch ein Augenglas noch bedeutend erhöht wurde, erhob sich von seinem Schreibtische und stellte sich vor den Gefangenen hin:

„Wie heißt du?“

„Borislaw Sztranczewsky, Euer Hochwohlgeboren!“

„Was ist dein Beruf?“

„Lokomotivführer, Euer Hochwohlgeboren!“

„Hast du Züge selbstständig geführt?“

„Jawohl, Euer Hochwohlgeboren, ich führte einen Personenzug Moskau—Petrograd und zurück.“

Sztranczewsky gab all diese Auskünfte mit dem Ausdruck merklichen Erstaunens, da er sich nicht denken konnte, weshalb der Oberst auf alldies neugierig war. „Gut“, sagte der Oberst, „man scheint dich brauchen zu können, Du sollst bis auf weiteres aushilfsweise unseren Lastzug führen, denn der Dummkopf von einem Maschinisten ist heute beim Rangieren heruntergefallen und hat jetzt zwei Beine zu wenig, der Kerl. Aber denke mir nicht daran zu entfliehen, mein Täubchen, denn zwei Kosaken werden dich ständig begleiten. Übrigens dauert die ganze Herrlichkeit nur solange bis ein neuer Lokomotivführer zur Stelle ist, dann geht es wieder zurück in den Steinbruch, mein Söhnchen, ja, in den Steinbruch.“

Zu dem Kosaken gewendet fuhr er fort: „Jetzt führt ihn in seine Zelle und holt ihn nachmittag um zwei Uhr ab; auf der Station wird ihm der Matschalnik die erforderlichen Weisungen geben.“

Mit diesen Worten drehte er ihnen den Rücken und wandte sich seinem Arbeitstische zu, auf dem eine halbvolle Flasche scheinbar der dringendsten Erledigung harrete.

Der Kosak schlug die Absätze zusammen und verschwand mit Sztranczewsky welcher der Weisung zufolge unverzüglich in die Zelle gebracht wurde. In der Zelle mußte er, ein Freudenjauchzen unterdrücken. Alles hatte er erwartet, aber dieses eine nicht. Er konnte es kaum

fassen, daß er jetzt wieder — wie einst — frei auf seiner Maschine solle hantieren dürfen. Für ihn war die Lokomotive das, was für einen Reiter sein Pferd ist. Nun war er zufrieden. „Provisorisch“ hatte der Oberst gesagt, aber der wußte ebenfalls recht wohl, daß sich freiwillig in diese verfluchte Gegend nicht sobald einer melden werde.

Zur Mittagszeit kamen nun auch die übrigen Häftlinge heim, und Sztranczewsky wurde von allen Seiten mit Fragen bestürmt, auf die er kurz und freundlich Auskunft gab.

Nur Leonid Fedorowitsch fragte nichts. Er lag auf seiner Pritsche in der Ecke, und beschäftigte sich gelegentlich mit den Sprüngen in der Zimmerdecke. Sztranczewsky, dem Malinows Zurückhaltung aufgefallen war, blickte zu ihm hinüber und erkannte sofort, daß Leonid Fedorowitsch etwas auf dem Herzen habe.

Tatsächlich, als nach beendeter Mahlzeit die blechernen Schüsseln auf das Tragbrett zurückflogen, machte sich Leonid Fedorowitsch an den Freund heran.

„Borislaw“, begann er, „du kommst nun fort von uns, und wirst ein bequemeres Leben führen als wir, aber ich beneide dich nicht um dieses Vorzeiles willen. Nur das eine versprich mir, — es ist nichts unmögliches, was ich von dir verlange, und ist außerdem für dich vollkommen ungefährlich. Höre: der Zug, den von nun an du führen wirst, geht in ziemlicher Nähe unseres Arbeitsplatzes vorbei. Ich werde eine Gelegenheit benutzen und zu entspringen versuchen. In diesen Tagen habe ich über meine Flucht genügend nachgedacht. Zu Fuß ist sie ganz ausgeschlossen, denn die Kosaken hätten mich, bevor ich auch nur zwei Werst vom Lager fort wäre, nun, und was dann kommt, brauche ich dir nicht näher zu erklären. Ich bin also darauf gekommen, daß eine Flucht nur mittels Zuges erfolgreich sein kann. Ich werde bei der Biegung, die man vom Steinbruche aus sehen kann, aufspringen und mich in einem Waggon zwischen dem Schotter verstecken, oder besser noch in dem Kohlenwagen der Lokomotive auf den ja kein Mensch außer dir Bedacht hat. Schaufele nur die Kohlen stets so nach vorne, daß an der Rückwand ein wenig freier Raum bleibt und der entstandene Berg mich vor den Augen deiner Wächter schützt. Beim Morgengrauen springe ich ab und verschwinde, ohne daß selbst du eine Ahnung hast, daß ich dein Passagier gewesen bin.“

Anfangs zögerte Sztranczewsky und wollte nicht einwilligen, doch schließlich erlag er den stürmischen Bitten seines Freundes und versprach ihm zu tun was möglich sei.

Hierauf sprachen die beiden laut weiter über gleichgültige Dinge, damit die übrigen nicht Verdacht schöpften, denn schon beim Getuschel vorhin mußten sie einige unwillige Äußerungen anhören.

Als die Soldaten Sztranczewsky abholten, wechselten die Freunde noch einen raschen Blick des Einverständnisses und verabschiedeten sich in der Eile herzlich von einander. Auch den anderen Zellengenossen reichte Sztranczewsky die Hand, dann nahmen ihn die Kosaken in die Mitte, während die anderen zum Steinbruche geführt wurden.

Heute arbeitete Leonid Fedorowitsch mit verdoppelten Kräften, blickte weder rechts noch links, und um ihn her spritzte das zerstiebende Gestein.

* * *

(Schluß folgt.)

Hunderteinunddreißig Tage in Budapests Kunstleben unter der Sowjetregierung

von Julius Halász jun. (Kronstadt)

(Schluß.)

Beachtenswert war die Theaterpolitik der Sowjetregierung. Die Theater gingen natürlich sofort in Staatsbesitz über; die Schauspieler wurden Staatsbeamte und je nachdem, welchen Rollen sie entsprachen, traten sie bald in diesem, bald in jenem Theater auf. Mit der Leitung der Theaterangelegenheiten wurde der Schriftsteller Béla Balázs betraut. Bei der Wahl der Stücke kamen zum Teil soziale Tendenzen, zum Teil ihr künstlerischer Wert in Betracht. Stücke von Maeterlinck, Ibsen, Strindberg kamen zur Aufführung; lange standen „Die Weber“ von Hauptmann, Gorkijs „Nachtasyl“, Sardous „Wahrheitsfagerin“ auf dem Spielplan; es wurden mehrere kleine Stücke von Anatole France gegeben, Gogols Revisor und des gerade verstorbenen Leonid Andrejew Drama „Des Menschen Leben“. Von ungarischen Stücken war Franz Molnárs „Liliom“ am längsten auf dem Programm. „Nemzeti színház“ gab das Schauspiel des Volkskommissärs Josef Pogány „Napoleon“, welches indessen keinen besonderen Wert hatte.

Die Absicht der Sowjetregierung war, auch die Schauspieltheater ausschließlich der Arbeiterschaft zur Verfügung zu stellen, und darum verteilte man die Eintrittskarten für ein Spottgeld unter den Mitgliedern der Fachorganisationen. Die neuen Theaterbesucher verursachten anfangs manche Störung. Es gab dramatische Szenen, wo ein Teil des Publikums in Gelächter ausbrach; aber wir müssen auch anerkennen, daß diese unreifen Elemente langsam wegblichen und Tatsache ist, daß man sich in den Fachorganisationen um die Karten in die dramatischen Aufführungen riß, während die Operettenkarten blieben. Interessant ist, daß, während anfangs auch die Besucher der Oper Arbeiter waren, sich hier später das Bild völlig änderte. Die Arbeiter, welche die Oper nicht dauernd interessieren konnte, verkauften die in den Fachorganisationen billig verteilten Karten gut teuer an das alte Publikum des Opernhauses.

Ein großes künstlerisches Ereignis war die Ausstellung der „sozialierten Kunstschätze“, im „Múcsarnok“ welche all die Gemälde, die die Grafen Andrássy, die Barone Kohner, Marzell Nemes mit hervorragendem Kunstverständnis in Jahrzehnten gesammelt und welche mit vielen andern Bildern, der vielen Schlößer vor der Öffentlichkeit bisher abgeperrt waren, nun auf einmal für jedermann zugänglich machte.

Das beispiellose Interesse, welches für diese Ausstellung an den Tag trat, stand im Verhältnis zum hohen künstlerischen Wert dieser mehr als ein halbes Tausend zählenden Gemäldeausstellung, welche den Bilderschatz des „Szépművészeti Múzeum“ um ein Mehrfaches übertraf.

Gleich im ersten Saal bannte den Besucher eine aus 8–9 Stücken bestehende Greco-Kollektion. Nur in seiner Heimat, in Spanien ist er so imponant vertreten, und vielleicht auch dort nicht mit so bedeutenden Gemälden. Die aus Reproduktionen wohlbekannten Werke „Roter Kardinal“, „Inquisitor mit der schwarzen Brille“, die im Ausdruck an Cézanne erinnernde „Heilige Familie“, „Auferstehung Christi“, „Himmelfahrt Christi“, „Apostel Peter“ sind alle in dieser Kollektion. Hier ein mächtiger Tintoretto, dort zwei Bildnisse von Rembrandt, Goya und Velasquez mit schönen Stücken, ziehen die Aufmerksamkeit auf sich.

Auch eine reiche Sammlung ungarischer Maler kam da zusammen. Nicht nur zahlreiche berühmte Gemälde Munkácsys, Skizzen und Portraits sind hier zu sehen, sondern auch Benczur, Bertalan Székely und Karl Vohz sind mit charakteristischen Kollektionen vertreten; Lafló Pál erscheint mit einigen Landschaften aus Fontainebleau und seiner Heimat, während wir von Szinnyei-Merse Pál diejenigen Bilder sehen, die die Schrittmacher der Plain-air Malerei sind und die in ihrer Frische des Meisters spätere Schöpfungen weit hinter sich lassen. Viele äußerst interessante Bilder von Katona, Csók, Ferenczy fanden sich hier zusammen, ebenso — insbesondere aus den Schlössern der Grafen Andrássy — Gemälde Rippel-Rónais.

Der Ausstellung wertvollster Teil folgt erst. Es gibt keinen bedeutenden Meister des XIX. Jahrhunderts, der hier nicht vertreten wäre. Ingres erscheint mit zwei Akten; Bon Delacroix ist ein wunderbar farbiges Schlachtbild und ein Löwenbildnis da; von Courbet ist ein liegender Frauenakt zu sehen; mit einem Stilleben und einem Portrait vertreten ist Ribot. Turner and Constable sind durch je eine weniger charakteristische Landschaft, Corot dagegen durch zwei prachtvolle Landschaften repräsentiert. Da bannt uns Millet's „Hirtenknabe“, daneben hängt eine Landschaft von ihm. Etwas weiter erblicken wir Daubigny's charakterstarkes, kohlenzeichnungartiges Gemälde; neben diesem einen schwärmerischen Tragonard.

Im Nachbarsaal nimmt ein Manet's weltberühmtes mächtiges Bild, die „Folies Bergère“ gefangen, mit der im Vordergrund stehenden, aus dem Bild heraussehenden Verkäuferin und der rauchigen und lichteffektvollen Wirnis der Bar im Hintergrund. Von Manet sind außerdem noch zwei kleinere Landschaften da. Wir stoßen auf ein typisches, im Dämmer schwimmendes Portrait von Carrière. Marees ist mit einem Selbstbildnis vertreten, welchem ein neben das Bildnis gemaltes scharf-leuchtendes Auge mystisches Interesse verleiht. Von Degas ist eine der in den Tuilleries befindlichen „Danseuse“ verwandte Ballerina zu sehen.

Im folgenden Saal reihen sich Bilder von Monet, Sisley, Piccasso, Guillaumin, Signac; jeder ist mit 2–3 Stücken vertreten; selbst von Fräulein Morisot, der einzigen Gruppe der Impressionisten, ist hier eine Landschaft. Von Renoir ist ein großes Pastell zu sehen, mit farbigen Gestalten unter Bäumen, außer diesem 3 Pastellbildnisse. Eine stark vibrierende Landschaft von Raffaelli und eine in ähnlicher Technik gemalte Komposition mit Biedermeiergestalten ergänzen die Gruppe der Impressionisten.

In einem andern Raum Puvis de Chavannes' riesiger dekorative Akt, wie ein verlorenes Kind seiner Fresken. Maurice Denis ist durch ein in seiner eigenartigen Art gemaltes Bild „Mutter und Kind“ gut vertreten. Von Maillol ist ein interessantes unter japanischem Einfluß stehendes Portrait zu sehen, während von Henri Matisse eine Vase mit prachtvoll farbigen Blumen zu bewundern ist.

Der Ausstellung Quintessenz ist noch zurück!

Paul Gauguin mit einer mächtig großen düsterfarbigen, auf der Insel Tahiti entstandenen Leinwand mit den beiden ins Bild komponierten Maorifrauen und seinem unter Cézannes Einfluß stehenden Stilleben mit dem Selbstbildnis in Kopie. Im Original konnte man Cézannes von Reproduktionen her gut bekannte Stilleben mit den Meeresschnecken sehen; ein anderes Fruchtstück stammt aus des Meisters Blütezeit. Das schönste ist Cézanne's drittes Bild „Badende“, eine bewunderungswürdige Aktkomposition, die alle charakteristischen Eigenschaften des Meisters vereinigt. Zurück ist noch van Gogh's große Leben

leuchtende Leinwand, eine von den Landschaftsvisionen, die der Maler, schon halb an der Grenze des Wahnsinns stehend, von den Olivenbäumen in Arls gemalt.

Diese Ausstellung war eine Überraschung. Eine Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts in lebendigen Bildern vorgeführt. Es ist nicht zu verwundern, daß täglich Zehntausende, sie aussuchten, und daß vor einem Grecco, Cezanne, Van Gogh ständig 30—40 Menschen sich drängten.

Auf den Straßen hielt man eins oft mit der Frage auf: „Haben Sie schon die Ausstellung der „sozialisierten Kunstschätze“ gesehen? denn, wenn nicht — fügte man mit nicht mißzuverstehender Ironie und einem Lächeln in den Mundwinkeln hinzu — wird es gut sein sich zu beeilen.“

Und es war tatsächlich gut sich zu beeilen, denn die vielen hundert Gemälde zerstreuten sich in alle Windrichtungen und werden nach diesem kleinen Ausflug wieder irgendwo, verborgen vor den Augen gewöhnlicher Sterblicher, ihr Dämmerdasein an altgewohnten Plätzen weiter führen.



Zwei Gedichte

Du . . . !

Von R. Hart (Czernowitz)

Mit diesen meinen schweren Händen muß ich um dich beten
daß du von mir das Zucken und die Schmerzen nimmest
die sich an die Verderbnisse des Zufalls ketten.

Denn dann nur kann ich ringen und gebären die späten
Gedanken, ausgebrochen aus der Nacht des Nichts,
die sonst die schwarzen, niegesehenen Mächte hätten. . . .

Noch schläft die Rührung deiner weißen Hände in den
stillen
sehr scheuen Tempeln deines Einseins reinumfüllt
von eig'ner Schätze Freude — nur sich selbst zu Willen. . .

und sondert all' mein Streben von dem Tag des Lichts.

So kann ich Dir doch nicht die Kostbarkeit der Schlachten
geben,
von der die Sehnsucht meiner Kämpfe oft geträumt
verweg'ne Träume in des Weltgebäudes Beben. . . .

So kann ich doch nicht siegen und die vielgeprüften Mächte
des wehen Irrens sterben lassen in der Ferne
verlorenen Wahnsinns, den so oft die schlechte

sehr kranke Seele aufgereckt zum Mund der Sterne. . . .

Und darum muß ich meine schweren Hände zu dir heben
— mitbeben meine blutenden Gedanken — daß du kämest
und um die zagen Wunden windest neues Leben.

Es betet meine ew'ge Brunst in alle Winde . . .
du aber sitzest in der Heiligkeit des Du! . . .
Verkündigt ist, daß ich dich dennoch finde!

Junger Lehrer in der Mädchenklasse

von Walter Rohuz (Czernowitz)

Als ich, einmal dasaß in summender Klasse
und viele Mädchen wenig Griechisch konnten,
da ward ich aufgewühlt von unerhörtem Hasse
indef sie sich an meiner Nähe sonnten.

Sie alle brannten von erwachten Gluten,
wie sie in jungen Mädchenleibern spielen
und zündeten in mir ein Feuer, in dem guten,
sehr jungen Lehrer an mit ungekannten Zielen. . .

Doch der Direktor sprach: „Du mußt sie lehren,
daß sie die Sprache Hellas' einst verstehen!“
Wie klagend mußte ich diese Worte hören,
wie mußte ich an ihrem Klang vergehen!

Wir lernen leben, und die Sprache Hellas'
erstickt, wenn junge Körper glühen.
Am Dufte Lottes und am Glanze Ellas
ersterbe ich in ungeheuren Mühlen!

Drum hasse ich. Wie könnt' ich anders — lieben?
und schwanke stündlich zwischen vielen Sünden. . .
Wo ist die Abgeklärtheit mir geblieben
die unentwegt die alten Denker kündet? —



Verschiedenes

Banater Brief

Draviza, am 16. November 1919

In einer Nummer der Temeschwarer „Deutsche Wacht“
war vor kurzem zu lesen, daß rum.-sächsische Offiziere
mit den Schwaben „Verbrüderung“ gefeiert haben.

In Steierdorf-Anina haben zur selben Zeit sächs.
Offiziere mit einer bedeutenden Summe, den Grundstock
zu einer deutschen Schulstiftung gelegt. — Ähnlich mag's
in andern Gegenden des Banates, so auch hier, gegangen
sein, wo uns das Schicksal nach vielen Kreuz-und-quer-
fahrten für eine Zeit vergessen zu haben scheint.

Der Sachse, von Banater Schwaben meist freundlich
aufgenommen, proßt nicht vergeblich mit Organisation,
Schule und andern wichtigen Schlagworten unseres nation-
alen Lebens — erweckt dadurch den Ehrgeiz. Und die
Folgen sind bald zu erkennen. Die lieben „Schwobeleit“
gewöhnlich sich langsam, die hier so sehr gebräuchlichen,
magyarischen Grußformen, wie „alászolgája“, dann das
fortwährende „tessék“ u. s. w. ab und lernen von uns,
wie sehr man auf seine deutsche Muttersprache stolz
sein kann.

Eine Art Volkserziehung, wie bei uns fehlt gänzlich.
Das gegebene Beispiel aber wirkt eben auch hier Gutes
und wenn wir eine Anzahl sächsischer Lehrer unter sie
mischen könnten, wäre das Ergebnis für die Zukunft
zweifellos aussichtsreich.

Zur Zeit sieht es hier eigentlich noch verteuft schwach
aus mit dem „erwachten Selbstbewußtsein“. Aber An-
sätze sind da. Es wird werden und muß werden. Die
natürliche Kraft des Schwabenvolkes ist so groß, daß sie
den Weg zu einer stämmigen, echt deutschen, fortschrittlichen
Kultur finden werden.

Mancher magyarische Dickkopf blinzelt schon unsicher, wenn ihm das Wesen deutscher Kultur, echter deutscher Kunst vor Augen geführt werden. — Daß letztere eine gute und sichere Brücke zu völkischer Erkenntnis bilden kann, wurde uns in diesen Tagen zur Gewißheit. —

Zwei junge Kronstädter: die Herrn Egon Siegmund und Karl Kappel hatten in dieser Hinsicht große Erfolge zu verzeichnen. — Zu verschiedenen Malen ihr Können in den Dienst der Sache stellend, erreichten ihre Darbietungen den Höhepunkt in einem Konzert, das der hiesige deutsche Musikverein zu Gunsten des deutsch-schwäbischen Kulturverbandes veranstaltete.

Brahms' F-Moll-Sonate von Herrn E. Siegmund vortrefflich wiedergegeben, wurde für das Städtchen zum Ereignis, doch auch Herr K. Kappel (Bariton), der in letzter Zeit vielversprechende Fortschritte gemacht hat, sang sich mit einer Auswahl gediegener Lieder in die Herzen seiner dankbaren Zuhörer.

So haben sie und wir alle mit ihnen geholfen, die Fäden zu spinnen zu dem so sehr notwendigen Kontakt von hüben und drüben, für einen gedeihlichen gemeinsamen Fortschritt im neuen Vaterlande. —

Gugu.

Zweiter Kammermusikabend

der Kronstädter Kammermusikvereinigung

Dörfisch, nicht anders kann man das unkultivierte Herumdrängen vor dem Konzertanfang bezeichnen. Eine Viertel Stunde nach Konzertbeginnzeit; die Musiker sitzen schon nervös am Podium, aber im Saal stolpern und holpern, drängen sich und suchen rücksichtslose Menschen lärmend noch nach ihren Plätzen. Ein jämmerliches Kleinstadtbild. Es wird doch wohl nicht anders gehen, als daß man die Saaltüren um 8 Uhr absperrt. Die skrupellosen Zuspätkommer mögen ins „Kino“ gehen, wohin sie hingehören.

Ist es da zu verwundern, wenn, wie diesmal der ganze Eingang zum Beethovenquartett fast ungeworfen wurde? Das haben diese Zuspätkommer am Gewissen. Statt daß man dankbar sein sollte für die Darbietungen, bereitet man den Musikern Unannehmlichkeiten.

Zwei herrliche Werke: Beethovens selten gehörtes und äußerst heikles Op. 74 und Schuberts Streichquintett op. 163. — Wenn im Beethovenquartett nicht alles so war, wie es hätte sein können, so entschädigte das geradezu überwältigend schöne Quintett Schuberts. Neben so einem göttlichen Werk, hat selbst Beethoven einen schweren Stand. Dieser Wohlklang, diese Fülle von unerhört seligen Melodien, dieser berückende Zusammenklang der fünf Instrumente, findet in der Kammermusikliteratur kaum seinesgleichen.

Hier hat unsere Kammermusikvereinigung gezeigt, was sie leisten kann. Es wurde wahrhaft vollblütig musiziert. Man hörte die tiefe Freude jedes Einzelnen an dem Werke heraus, man fühlte wie die Musiker aus diesem köstlichen Feuerwerk Wärme fogen, und es gelang ihnen auch in reinem Eifer dieselbe in die Zuhörer zu strahlen.

Auf diese Leistung können die fünf Musiker stolz sein. In erster Linie zeigten auch hier Herr Malscher und Herr Moldrik ihre tiefe Musikalität. Es ist mir eine Freude Herrn Moldrik, als den Unseren begrüßen zu können. Mit seinem Erscheinen hat die cellistenlose schreckliche Zeit bei uns ein Ende. Aber auch Herr Biemel mit seinem schönen Violaton, Herr Jaslik und der gute

zweite Cellist Kronberger haben es verstanden sich den beiden hochstehenden Berufsmusikern anzuschmiegen.

Neben Beethoven und Schubert, verloren Borodins „Nocturno“ und Mendelssohns „Scherzo“ jedwedes Interesse. Ersteres ein tematisch schwindfüchtiges, sentimentales Erzeugnis, letzteres echt Mendelssohnisch oberflächliches Strohpfeuergeknister. E. S.

Abonnements-Konzerte

Veranstaltet von der Neuen Zielgesellschaft in der Aula des Honterusgymnasiums.

I. Kammermusikabend (Mittwoch den 7. Januar)

1. Einführung: Direktor Otto Ott. 2. Joh. Sebastian Bach: Trio Sonate in G-dur für 2 Violinen und Klavier. 3. Ludwig v. Beethoven: Serenade (Streichtrio) in D-dur Op. 8. 4. Joh. Brahms: Klavierquartett A-dur Op. 26 -- Mitwirkende: Frau Erna Honigberger (Violine), Herr Franz Machold (Viola), Herr Prof. Aug. Moldrik (Cello), Herr Musikdirektor Paul Richter (Klavier).

II. Liederabend (Mittwoch den 28. Januar)

I. 1. Joh. Brahms: Mainacht. 2. Hugo Wolf: Heimweh. 3. Hans Pflizner: Wie Frühlingsahnung. 4. Josef Mayr: Am Brunnen. — Gesungen von Frau Josefina Baumann. Am Klavier: Kapellmeister Emil Honigberger.

II. Lautenlieder: Gesungen von Herrn Dr. Wilhelm Knopf.

III. L. v. Beethoven: Schottische Lieder mit Begleitung von Frau Erna Honigberger (Violine), Herr Prof. Aug. Moldrik (Cello), Emil Honigberger (Klavier). Gesungen von Frau Lilla Dörtschlag.

III. Liederabend (Mittwoch, den 11. Februar)

Robert Schumann: Spanisches Liederpiel Op. 74. Ein Zyklus von Gesängen.

1. „Erste Begegnung“ für Sopran und Alt. 2. „Intermezzo“ für Tenor und Baß. 3. „Liebesgram“ für Sopran und Alt. 4. „In der Nacht“ für Sopran und Tenor. 5. „Es ist verraten“ für Sopran, Alt, Tenor und Baß. 6. „Melancholie“ für Sopran. 7. „Geständnis“ für Tenor. 8. „Botschaft“ für Sopran und Alt. 9. „Ich bin geliebt“ für Sopran, Alt, Tenor und Baß. Mitwirkende: Frau Josefina Baumann-Brez, Frau Lilla Dörtschlag, Herr Hans Hietisch, Herr Dr. Wilh. Knopf. Am Klavier Herr Kapellmeister Emil Honigberger.

IV. Kammermusikabend (Mittwoch, den 4. März)

1. Franz Schubert, Klaviertrio B-dur. 2. Joh. Brahms Streichquartett A-moll Op. 51. 3. Robert Schumann Klavierquintett Es-dur. Op. 44. — Mitwirkende: Frau Erna Honigberger (Violine), Herr Emil Jaslik (Violine), Herr Franz Machold (Viola) Herr Prof. Aug. Moldrik (Cello), Herr Musikdirektor Paul Richter (Klavier).

Außer Abonnement finden zwei literarische Abende unserer Schriftsteller und Dichter statt und zwar der erste am 14. Januar der zweite am 18. Februar.

Näheres über diese später.

Abonnementsvormerkungen für die vier Musikabende in der Buchhandlung Eduard Kerschner. Abonnementspreise für alle 4 Abende: I. Platz 60 Kronen, II. Platz 40 Kronen.

In eigener Sache

Um alle Unklarheit in Sachen unserer Zeitschrift zu zerstreuen, die von Übelgesinnten zu verbreiten versucht wird, wollen wir eine Aufklärung geben.

Unsere Zeitschrift ist auf vollkommen rechtlichen Grundlagen gegründet. Der Vorwurf von Plagiat und Entwendung sind Böswilligkeiten, die uns in unserer Arbeit nicht im Mindesten stören werden.

Rechtlich haben wir mit dem „Ziel“ nichts gemeinsam, geistig ist unser „Neues Ziel“ die geklärte und in jeder Beziehung entwickeltere Fortsetzung des heute nicht mehr erscheinenden Zieles. Schon deshalb kann von einem Plagiat keine Rede sein, da alles was im „Ziel“ literarisch und künstlerisch Wert gehabt hat von unsern jetzigen Mitarbeitern geleistet worden ist. Der Name stammt von Dr. Hermann Frätschkes, die Form und künstlerische Ausstattung von Ernst Honigberger, ebenso sind die glänzend verlaufenen „Zielausstellungen“ von ihm angeregt, vorbereitet und geleitet worden. Für die Richtung des Blattes war dieselbe Schriftleitung maßgebend, die auch das neue Ziel leitet.

Wenn also die Mitarbeiter ihren geistigen Besitz auch in der neuen Zeitschrift verwerten, ist das ein Recht, welches ihnen kein normal denkender Mensch abstreiten kann.

Daß im Ganzen und Großen die äußere Form beibehalten wurde, ist ebenfalls unser gutes Recht und auch darin begründet, daß Verleger, Steindruckere, Buchdrucker und künstlerische Leitung dieselben sind, wie beim früheren „Ziel“.

Das Wichtigste ist aber, daß sämtliche Mitarbeiter des früheren Zieles und viele neue sich um unsere neugegründete Zeitschrift geschart haben.

Gerade die so werktätige Mithilfe unserer zahlreichen wertvollen Mitarbeiter, die sich unserer Kulturarbeit anschlossen, bedeutet für das „Neue Ziel“ eine verheißende Zukunft.

Wir erwähnen nur folgende:

Erwin von Altbischofshausen, Hermannstadt, Michael Barner, (Maler) Agnetheln, Frau Helene Burmaz-Buchholzer, (Schriftstellerin) Hermannstadt, Herr Ranko Burmaz, Hermannstadt, Professor J. Barácy, Kronstadt, Rudolf Breuer, Kronstadt, Era Cara, (Schriftsteller) Czernowitz, Frau Marie Depner, Kronstadt, Hans Eder, (Maler) Kronstadt, Geza von Fabér, (Schriftsteller) Großwardein, Heinrich Fardoh, Czernowitz, Ernst Flinker, (Schriftsteller) Czernowitz, Felix Frey, Bukarest, Frau Dr. Mizi Falk-Gündisch, Kronstadt, Dr. Hermann Fraetschkes, Kronstadt, Otto Folberth, (stud. phil.), Mediaş, Leopold Guggenberger, Kronstadt—Wien, Fritz Guth, Hermannstadt, Julius Halász jun., Kronstadt, R. Hart, (Schriftsteller) Czernowitz, Emil Honigberger, (Kapellmeister) Kronstadt, Ernst Honigberger, (Maler) Kronstadt, Dr. Wilhelm Herfurth, Kronstadt, Otto Karsten, (Komponist) Czernowitz, Fritz Kimm, (Maler) Kronstadt, Michael Königes, Zeiden, Max Kiczales, Bukarest, Paul Klemm, (Direktor) Klausenburg, Frau E. Klein, Kronstadt, Dr. Hermann Konnerth, (Maler) Hermannstadt, Dr. Oskar Lebel, Zeiden, Graf Dr. Drest Logotetti, Kronstadt, Prof. Adolf Meschendörfer, Kronstadt, Wilhelm Mieß, Kronstadt, Fritz Mieß, (Maler) Kronstadt, Mario delle Nine, Flondoreni, Salus Markus, (Schriftsteller) Czernowitz, Erwin Neustädter, Kronstadt, Dr. Karl Nußbächer, Kronstadt, Otto Ott, (Direktor) Kronstadt, Géza Offenberger, (Schriftsteller) Kronstadt, Gustav Ongert, Kronstadt, Dr. Heinrich Polony, (Direktor) Kronstadt, Paul

Richter, (Musikdirektor) Kronstadt, Emil Rucker, (Schriftsteller) Kronstadt, Prof. Jul. Römer, Kronstadt, Hermann Rot, (Kunsthistoriker) Schäßburg, Dagobert Rumer, (Schriftsteller) Czernowitz, Ludwig Sabo, (Komponist) Czernowitz, Emil Schmuzler, (Fabrikant) Kronstadt, Albert Schuller, (Architekt) Kronstadt, Waldemar Schachel, (Dekorationsmaler) Kronstadt, Wilhelm Schmidts, (Architekt) Kronstadt, Karl Scheiner, (Architekt) Schäßburg, Alfred Sperber, (Schriftsteller) Czernowitz, Mattis Teutsch, (Maler) Kronstadt, Ernest de Tourbier, Hermannstadt, Tarnarosche, (Maler) Czernowitz, S. J. Vereşch, Hermannstadt, Adolf Weiß, (Musiker) Kronstadt, Richard Zillich, Kronstadt.

Rundschau

In Zeiden war Pfarrertag! Große Erwartungen sind an dies Ereignis wohl nicht geknüpft worden, dennoch wirkt der Geist der dort geführten Aussprache ernüchternd, überraschend. Dem Geständnis des Vorsitzenden: die Kirche sei „zum Teil durch eigene Schuld in den Sturz irdischer Mächte hineingerissen worden“, folgt die reumütige Motivierung: „Wenn auch nicht in dem Maße (!) wie die deutsche Staatskirche, sei doch auch unsere Kirche in ihrer Predigtstätigkeit auf den Sieg der Mittelmächte eingestellt gewesen.“ Die Kirche hat also schlechte Politik gemacht, sie hat sich damit verrechnet, wie der deutsche Admiralstab mit dem Unterseebootkrieg! Dies soll die Ursache sein, daß der Glaube an den „gerechten Gott“ erschüttert worden ist! Nach der Enthüllung solcher, bisher ungeahnter Beziehungen, müßte man sich eigentlich wundern, daß die Pfarrherren bei ihren politischen Entschließungen nationale Interessen noch in den Vordergrund stellen können. Das waren Entgleisungen, sicherlich! Aber es gibt zu denken, daß diese Sorge um die „Kirche“ und das Ansehen des „Pfarrerstandes“ nicht nur der Grundton der ganzen Beratungen war, sondern daß die zur Besserung des heutigen Zustandes vorgeschlagenen Mittel sich größtenteils um Außerlichkeiten, oder Nebensächlichkeiten bewegten. Die klugen Referate der Herren Piringer und Hoffstädter haben wohl den Amtsbrüdern und Laien die Augen über die schiefe soziale Stellung der Pfarrer geöffnet und in aner kennenswerter Weise die Verpflichtung der Geistlichen zu einem untadelhaften Lebenswandel hervorgehoben, aber die Kernfrage des religiösen Lebens der Gegenwart, die Stellung des modernen Menschen zum Offenbarungsglauben der Bibel und der ganzen, veralteten, uns innerlich widerstrebenden religiösen Aufmachung, ist vollkommen unberührt geblieben.

Wenn es wahr ist, wie am Pfarrertag behauptet wurde, daß sich zwischen Pfarrer und Volk eine Kluft gebildet habe, daß die Pfarrkinder vielfach von Mißtrauen gegen ihr geistliches Oberhaupt erfüllt seien, so ist es falsch die Nebenursachen hievon aufzudecken, die Hauptursache aber gesliessenlich zu übersehen. Denn es kann nicht bezweifelt werden: die feindliche Stimmung gegen Kirche und Pfarrer ist nicht erst heute entstanden, sondern jedenfalls vor dem Kriege. Durch den Krieg, der uns gelehrt hat die Quelle aller Autorität in uns selbst zu finden, ist die wahre Gesinnung unseres Volkes erst zum Vorschein gekommen. Der Pfarrer kann im Leben des Volkes die alte Stellung nicht behaupten, da dies fühlt, daß er in seiner innerlichen Entwicklung gehemmt, geistig gefesselt ist und daß daher seelische Beziehungen sich zwischen ihnen nicht einstellen können. Durch die Mutlosigkeit unserer Pfarrer wird aber unsere kirchliche Organisation



Emerich Tamas† Zwei Radierungen.

gefährdet, da uns innere Wahrhaftigkeit zwingen wird, die in historischen Vorstellungen erstarrte Kirche abzulehnen.

Wenn daher der Beruf des Pfarrers durch Herrn Piringer mit Recht als ein Kampfberuf bezeichnet wurde, so möchten wir dies heute so gedeutet sehen, daß es Pflicht des Pfarrers ist, vor allem den Kampf gegen die eigenen Vorurteile, gegen die innere Leere gewisser kirchlicher Lehren, Anschauungen und Methoden aufzunehmen. Das Lutherwort möge ihnen den Entschluß erleichtern: „Argernis hin, Argernis her, Not bricht Eisen und hat kein Argernis. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seele geschehen kann. So nicht, so soll ich meiner Seele raten, es ärgere sich dann die ganze oder halbe Welt.“

Wie wir zu den vorstehenden Ausführungen Freimut und Unbefangenheit aus der Auffassung schöpften, daß unsere heutige Gesellschaft im Wesen auf christlicher, wenn auch nicht kirchlich-christlicher Grundlage weiterentwickelt werden muß, so gibt uns zu den folgenden kritischen Bemerkungen die Berechtigung jene politische Überzeugung, die ganz aus der Mediaischer Entschließung der Sachsen resultiert und vollständig auf großrumänischer Grundlage ruht. Selbstverständlich auch auf den Karlsburger Beschlüssen und die Diskrepanz, welche zwischen diesen und ihrer Umsetzung in die Wirklichkeit besteht und von Tag zu Tag wächst, reizt zur Besprechung einiger Erscheinungen, die sich auf wirtschaftlichem Gebiete bemerkbar gemacht haben.

Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß besonders in rumänischen Kreisen sich ein Interesse für wirtschaftliche Fragen kund gibt, das eine sichere Gewähr für die Eignung der rumänischen Rasse zur Hebung der wirtschaftlichen Schätze dieses Landes, zu bieten scheint. Vom deutsch-sächsischen Standpunkt haben wir gegen die Betätigung unserer rumänischen Brüder auf jedem wirtschaftlichen Gebiete gewiß nichts einzuwenden; wir wissen im Gegenteil die wirtschaftlichen Rückwirkungen, die durch jede Hebung des industriellen und kaufmännischen Lebens hervorgerufen werden, zu schätzen. Aber als eine Nichtachtung unserer gleichberechtigten staatsbürgerlichen Rechte müssen wir auf das entschiedenste Einspruch dagegen erheben, daß sich Rumänen in bestehende deutsche Unternehmungen gewaltsam hineindrängen, oder daß gar durch Vermittlung von Amtspersonen versucht wird, deutsche Firmen zur Assoziation mit Rumänen zu bewegen! Solche Beeinflussung wird in kurzer Zeit die zwischen den beiden Völkern bestehenden guten und brüderlichen Beziehungen trüben und Keime des Mißtrauens und des Zwiespaltes für die Zukunft säen. Wir glauben auch im Sinne der maßgebenden leitenden Kreise der Rumänen zu sprechen, wenn wir alle deutsche Unternehmungen auffordern, sich gegen solche unrechtmäßige Beeinflussung zu wehren und sich nötigenfalls an die politische Leitung ihres Kreises um Rat und Schutz zu wenden.

Eine ähnliche, alle Deutschen Großrumäniens schmerzlich berührende Maßnahme ist der Versuch, die deutschen Firmenschilder und Straßennamen zu romanisieren. Diese Zumutung muß uns lokale und gleichberechtigte Bürger dieses Landes umso peinlicher berühren, als die Magyaren während einer fünfzigjährigen Herrschaft in dieser Beziehung nie einen Zwang ausgeübt hatten. Es ist daher erfreulich, daß unsere führenden Männer an maßgebender Stelle um Abhilfe angefragt haben und es ist vorauszu-
sehen, daß unsere Volksgenossen angesichts dieser Sachlage

sich nicht übereilen werden. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß den führenden Rumänen die Harmonie der Herzen höher stehen wird als die Uniformität der äußeren Maske und daß eine Maßregel bald als verfehlt erkannt werden wird, die in so kräftigem Widerspruch mit den Karlsburger Beschlüssen steht. D.

Sachsentag in Schäßburg. Zur Führung der politischen Unterhandlungen war in den letzten Dezembertagen des vorigen Jahres durch den deutsch-sächsischen Nationalrat ein Fünferauschuß eingesetzt. Durch die Reichstagswahlen fällt diese Aufgabe nun naturgemäß den neugewählten Abgeordneten und Senatoren zu, weshalb der Fünferauschuß seine Betrauung niederlegte. Den Rechenschaftsbericht dieses Fünferauschusses entgegenzunehmen, war die äußere Ursache zur Einberufung des Nationalrates und des sich anschließenden Sachsentages.

Schon der Beginn dieser Sitzungen ergab Verdrießlichkeiten: Nationalrat und Sachsentag wurden stundenlang nicht eröffnet — bis daß es dann endlich doch gelang, die Sitzungen ohne Gegenwart von behördlichen Vertretern zu beginnen und weiterzuführen. An sich hätte hier jeder zuhören können, denn wir wollen nichts anderes, als daß die uns und allen Völkern in Karlsburg vor aller Welt feierlichst gemachten Versprechungen zur Tat werden, darunter auch die Versammlungsfreiheit!

In seinem Bericht konnte der Fünferauschuß eine abgeschlossene Arbeit leider nicht vorlegen. In zehn Monaten war es ihm nicht möglich, die wichtigsten grundsätzlichen Fragen unseres Volkes bei der Regierung zur Entscheidung zu bringen, mit wenig, oder vielleicht allzusehr verständlichen Gründen wurde der Abschluß der Verhandlungen immer wieder hinausgeschoben. Wenn auch die letzten Entscheidungen über die unserm Volke zu bietenden gesetzlichen Garantien in der gesetzgebenden Körperschaft fallen werden, so mußten wir doch großes Gewicht darauf legen, daß die durch den großen rumänischen Nationalrat eingesetzte siebenbürgische Regierung unsere, im Rahmen der gemachten Versprechungen sich bewegenden Forderungen sich zu eigen mache und in verbindlicher Form anerkenne. Ebenso mußten wir erwarten, daß diese zwischen uns und dem siebenbürgischen Rumänentum geführten Verhandlungen vor dem Zusammentritt der Konstituante zum Abschluß kommen. Statt dessen werden wir mit Versprechungen weiter hingehalten. Die Zukunft wird lehren, ob die vertrauensvollen Hoffnungen unserer nun auch zu Abgeordneten gewählten Unterhändler berechtigt waren. Wir sind zunächst enttäuscht, Enttäuschung war der Sachsentag! S.

Musikalische Aphorismen

Das Wort soll im Ton zur vollen Blüte ausbrechen.
Rob. Franz.

Höre fleißig auf alle Volkslieder; sie sind eine Fundgrube der schönsten Melodien und öffnen dir den Blick in den Charakter der verschiedenen Nationen. Schumann.

Der Weg des Ohrs ist der gangbarste und nächste zu unserm Herzen — Musik hat den rauhen Eroberer Bagdads bezwungen, wo Mengs und Correggio alle Malerkraft vergebens erschöpft hätten. Schiller.

Zensuriert von Vasile Neguţ Professor.

Carl Kamner
 Spezialgeschäft für
 Haus u. Küchengeräte
Kronstadt
 Kornzeile 5.

2-6

Erstes Kronst. konzessioniertes **Übersetzungsbüro**
 für alle Sprachen, sowie rum. magy. franz. engl.
 und ital. **Sprachkurse** nach besonderer Methode
 mit deutscher Stenographie verbunden

Viktor Reich O. R. i. P.
 zw. 10 und 1/2 1 Uhr
Kronstadt, Waisenhausgasse 32
 Parterre 1. Tür.



Johann Siegens Wwe. Nachf.
 Königl. rumänisch. Hoflieferanten
 Zwieback-, Brot- und Luxusbäckerei.
 Landesprodukten.
KRONSTADT, Rosenanger 17.

2 6

Hotel
 Aktiengesellschaft
Hotel „Krone“
Kronstadt
 Haus ersten Ranges
Caffee-Restaurant

3-24

Johann Kowalek
Kunst- und Möbel-
tischler
Kronstadt
Breiter Bach 12.

3-6

Geschäftseröffnung.
 Ich beehre mich ergebenst mitzu-
 teilen, daß ich in **Kronstadt,**
Johannisgasse 20 eine
Optische Werkstätte
 eröffnet habe.
 Ich übernehme alle in das Fach schla-
 genden Reparaturen von Augengläsern,
 ärztl Instrumenten, photographischen
 Apparaten und dgl.
 Indem ich um gütigen Zuspruch
 bitte, zeichne ich hochachtungsvoll
Karl Illyés.

2-6

Salami- und Selchwarenerzeugung
Heinrich Kleverkaus
Kronstadt, Hirschergasse
 empfiehlt täglich frische

vorzügliche
Wurstwaren.

2-6



Alle Freunde des „Neuen
 Zieles“ werden ersucht,
 dieses in allen Caféhäusern,
 Restaurationen und Hotels
 zu verlangen. Probenum-
 mern werden jederzeit
 kostenlos zugeschickt.



Dr. RIEMERS
Sanatorium
 für **Leichtlungenkranke**
 in **Kronstadt**
 Physikalisch diätetische Therapie.
 Chirurgische Behandlung von Lungenkranken.

☐ : **Künstlicher** : ☐
 ☐ **Pneumothorax.** ☐

2-6

Friedrich Flagners Nach-
 folg.
 HEINRICH HERMANN
Kronstadt, Klosterg. 12.
Erstklassiges Gebäck,
Chokolade, Kakao.
 Täglich frisches
Teegebäck.

2-19

Spezialwerkstätte für
Feinmechanik

HANS CLOOS

Kronstadt, Rosenanger Nr. 6

Reparaturen von Schreib-, Rechen-
und Nähmaschinen, Apparaten, In-
strumenten und sonstigen fein-
mechanischen Artikeln

Ständiges Lager von
Schreibmaschinen
u. den dazu gehörigen Bestandteilen

3-6

FRIDOLIN K. JIRKOVSKY

Herrenschneider

Kronstadt, Rossmarkt 2

Vornehme, tadellose, moderne
Arbeit!

Pünktlich und preiswert!

3-6

Buchdruckerei und Buchbinderei

Brüder Schneider & Feminger

Kronstadt, Purzengasse 57

übernimmt alle in dieses Fach
schlagende Arbeiten.

3-6

Demeter Gärtner & Comp

Technisches Bureau
u. Bauunternehmung

Cementwaren und
Kunststeinfabrik

== KRONSTADT. ==

2-6

Werkstätte für Kunst-
möbel und Innendeko-
ration, Portal- und Bau-
tischlerei

Brüder Friedsmann

Schwarzgasse 66-68.

4-6

Jekelius & Stotz

Glas- Porzellan- und
Lampen-Handlung

Kronstadt
Purzengasse Nr. 19

3-6

Wilh. Hiemesch

Buchhandlung

Kunst-, Musikalien-, Schreib-
requisiten und Lehrmittelhand-
lung. Grosse Auswahl von Tou-
ristenkarten und Ansichten von
Kronstadt und Umgebung

Kronstadt
Kornzeile 7

3-6

Graphische Kunstanstalt

G. LEHMANN & SOHN HEINRICH

Kronstadt
Burggasse 134-136.

erzeugt als Spezialität:
Diplome, Plakate, Aktien,
Geschäftspapiere, Apotheker-
Packungen, Etiketten etc.

3-6

Brüder Gust

Kronstadt
Kornzeile 8

Atelier- Heim- Blitz-
lichtaufnahmen
Vergrößerungen
u. s. w.

3-6

Ludwig Miess

Lederhandlung

== Kronstadt ==
Purzengasse Nr. 22.

3-6

Buchhandlung

Eduard Kerschner

Kronstadt

Ankauf moderner Romane und
Klassiker-Ausgaben

3-6

Schriftleitung und Verantwortung: Emil Honigberger, Kronstadt, Burggasse 7. — Eigentümer: Neue Zielgesellschaft. — Kommissionsverlag:
Buchhandlung G. Kerschner, Kronstadt. — Jahresvormerkung K 72. — Einzelnummer K 4. — Anzeigen 1/12 Seite für 1/4 Jahr K 100
Alle Rechte vorbehalten. — Buchdruck: Brüder Schneider & Feminger, Steindruck: G. Lehmann & Sohn Heinrich.